

Hamlet, Don Quijote, Deutschland.

Nie sind unter den Blumen desselben Frühlings zwei so königliche Dichter zur letzten Ruhe gebettet worden wie vor 300 Jahren. Am 23. April 1616 starb zu Madrid der greise Miguel de Cervantes Saavedra, und als zehn Tage später auch im hartnäckig julianischen Kalender Englands der 23. April stand, verschied zu Stratford on Avon, erst 52 Jahre alt, William Shakespeare. Die Erde war damals noch so groß, daß diese Riesen über sie hinschreiten konnten, ohne sich zu begegnen. „Don Quijote“ wurde zwar schon 1612 ins Englische übersetzt, aber daß Shakespeare ihn gelesen habe, ist ebenso unsicher, wie seine Mitarbeit an einer jetzt verlorenen Dramatisierung. Nicht aus persönlichen Beziehungen baut sich die Brücke auf, die von der reichen Welt des Spaniers in die reichere des Briten führt. Sondern als die beiden Dichter das tiefsinnigste ihrer Werke schufen, als Cervantes an seines Lebens Reize den „Don Quijote“ und Shakespeare auf seines Lebens Höhe den „Hamlet“ vollendete, da senkten sie ins Meer der Geschichte die unvergänglichen Pfeiler, zwischen denen der Geist der folgenden Jahrhunderte immer neue Bogen schlug.

Cervantes hat nicht zuviel gewagt, als er seinen sinnreichen Junker im zweiten Teile (Kap. 16) sagen ließ: „Dreißigtausend Bände sind von meiner Geschichte gedruckt worden, und es sieht aus, als ob noch tausendmal dreißigtausend gedruckt werden sollten, wenn der Himmel nicht Einhalt gebietet.“ Der „Don Quijote“ gehört zu den am meisten gedruckten Büchern der Weltliteratur. Er ist ebenso wie „Hamlet“ in Hunderten von Übersetzungen bis zu den kleinsten Kulturbölkern gedrungen, und die Erläuterungen, die zu den beiden Werken erschienen sind, lassen sich gar nicht mehr zählen. Aber nicht bloß gleich mächtig haben diese unsterblichen Schöpfungen die Menschheit ergriffen, sondern der fette, kurzatmige Dänenprinz und der hagere Ritter von der traurigen Gestalt, der immer zweifelnde Hamlet und der immer begeisterte Don Quijote treten deshalb so unwiderstehlich in den Blickpunkt einer gemeinsamen Jahrhundertfeier für Shakespeare und Cervantes, weil sie die vollendete Verkörperung tiefster Gegensätze der Menschennatur sind. Turgenjew nannte sie in einem zu Petersburg

am 10. Januar 1860 gehaltenen Vortrage die Pole der Achse, um die alles menschliche Sein sich drehe.

In Deutschland hatte, wie bei Unger (I 389 f.) zu sehen ist, schon Johann Georg Hamann vom Drama des Engländers zum Roman des Spaniers einige wirre Fäden gezogen. Etwas später sprach der junge Friedrich Schlegel (Minor II 381) von den beiden Schöpfungen als den „künstlichsten und verstandvollsten Kunstwerken im ganzen Gebiet der romantischen Kunst“. Und als 1913 Julius Bab in seinem „Fortinbras“ gegen die Romantik zu Felde zog, bezeichnete auch er als die ersten und zugleich entgegengesetzten Vertreter des romantischen Geistes Hamlet und Don Quijote. Aber für Deutschland sind diese ewigen Gestalten weit mehr als führende Sterne einer literarischen Bewegung. Sie haben das ganze deutsche Leben durch das 19. Jahrhundert geleitet, und sie werden es auch im 20. Jahrhundert nicht verlassen.

Goethe führt im 13. Buche von „Dichtung und Wahrheit“ den deutschen Welt Schmerz der vorwertherischen Zeit größtenteils auf den Einfluß der englischen Literatur zurück. Die durch Young, Gray, Goldsmith geweckten düstern Gedanken seien sonderbarerweise durch den sonst so heiteren Shakespeare bestärkt worden. „Hamlet und seine Monologen“, sagt Goethe, „blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüter ihren Spuk trieben. Die Hauptstellen mußte ein jeder auswendig und rezitierte sie gern, und jedermann glaubte, er dürfe ebenso melancholisch sein als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehen und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.“¹ Auch wer nicht gerade an wertherischer Weichheit krankte, floh in düstern Augenblicken in die schwermütige Gedankenwelt Hamlets. So schrieb Johann Gottfried Seume 1786 an seinen Freund Korbinsky: „Warum ich mein Vaterland verließ? — Du hast in meine Seele geraten; und konnte das niemand anders als Du. — Muß ich das erst weitläufig bekennen und erklären? Es ließe sich viel über diese Sache sprechen, Du kennst mich. Ich bin zuweilen sehr klug, aber noch öfter sehr närrisch, und ich muß Dir gestehen, ich habe Epochen, wo meine Seele finsterner ist als Shakespeares schwärzestes Trauerspiel. Die Verhältnisse, die Verhältnisse, Freunde, Freiheit, Vaterland! Hätte ich nur Pflichten gegen Gott und mich und das Menschengeschlecht überhaupt, der Ganges

¹ Die Wandlungen der Auffassung Hamlets in Deutschland beleuchtet mit vielen Belegen Richard M. Meyer in der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte“, Neue Folge, XV 193—205, Berlin 1904.

solle meine Heimat, der Orinoco meine Wohnung und der Zwischenraum mein Observatorium werden. Schwärme ich? Ja, Bruder, das ist die Arznei meiner Seele, wenn das Gehirn lange genug auf Alpen herumgекlettert, von Vappland bis Kapland gewandert und von Kalifornien bis Indostan herumgeirrt ist, dann bin ich etwas ruhiger, dann fühle ich ganz, welch ein unerklärliches Rätsel das menschliche Herz ist, und welch ein Funke überirdisches Feuer in meinem Busen lodert" (Planer und Reiskmann, Johann Gottfried Seume 51, Leipzig 1904). Dagegen kommt das Wertherische Schwanken zwischen Sein und Nichtsein in einem Briefe Friedrich Schlegels vom Jahre 1793 wieder klar zum Ausdruck: „Ich habe gestern abends den Hamlet gelesen. . . . Unglücklich, wer ihn versteht! Unter Umständen könnte dies Gedicht augenblicklichen Selbstmord veranlassen, bei einer Seele von dem zartesten moralischen Gefühl. Ich weiß noch, was es auf mich wirkte, als ich vor anderthalb Jahren es in der erbärmlichsten Vorstellung sah. Ich war mehrere Tage wie außer mir" (Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Walzel, Berlin 1890, 94 f.).

25 Jahre später betont Börne stärker den Gegensatz zwischen Denken und Handeln. Hamlet sei ein Nachtwächter, der die Zeit verkünde, während andere schlafen wollen, und schlafe, während andere geschäftig sind. „Wie ein Fichtianer“, sagt Börne, „denkt er nichts als: ich bin ich, und tut nichts, als sein Ich sehen.“ Und so ein Hamlet sei jeder Deutsche: „Hätte ein Deutscher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutscher brauchte nur eine schöne, leserliche Hand dazu. Er schreibt sich ab, und Hamlet ist fertig" (Meyer in der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte“, Neue Folge, XV 197 f.). Diese Betrachtungsweise dehnte Friedrich von Sallet 1837 so weit aus, daß er behauptete, „im Hamlet, diesem merkwürdigen Charakter“, sei „alles tote Selbstbewußtsein und grübelnde Verzagen, alle Gedankentiefe und Gedankenverirrung, alle wißbegierige Vielseitigkeit und geschwähzige Oberflächlichkeit, alles rasche Erklären und kindische Unschlüssigwerden des 19. Jahrhunderts vorherverkündigt" (Meyer a. a. O. 198). Es konnte nicht ausbleiben, daß man den so verstandenen Hamlet auch zu einem politischen Sinnbild erhob. Ob man sich nun erinnerte, daß Ludwig Tieck (Kritische Schriften I 155) bereits im Jahre 1800 gesagt hatte, der Dreißigjährige Krieg, der „unser Vaterland zerrüttete und alle Kunst zerstörte“, sei „gleichsam Hamlets dritter Akt" gewesen, oder ob die Gedanken des Jungen Deutschlands den

nicht mehr weiten Weg von selber fanden, jedenfalls prägte 1844 Freiligrath in seinem „Glaubensbekenntnis“ das Wort, von dem Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte“ (V 377) schrieb, es sei „nunmehr in Vers und Prosa unendlich oft wiederholt“ worden: Deutschland ist Hamlet:

Deutschland ist Hamlet! Ernst und stumm
In seinen Toren jede Nacht
Seht die begrabne Freiheit um
Und winkt den Männern auf der Wacht.

Aber Deutschland

sinnt und träumt und weiß nicht Rat;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, mutgen Tat
Fehlt ihm die frische, mutge Seele!

Zwar gibt der Dichter die Hoffnung noch nicht auf, denn

Vier Akte sahn wir spielen erst!

Er mahnt zum Entschluß, ehe es zu spät sei. Zuletzt aber liebäugelt er fast wieder mit der Schwäche, die er verurteilen wollte:

Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich ja selbst ein Stück von dir.
Du ewger Zauderer und Säumer!

Wirklich hatte sich Deutschland gewöhnt, auf seine Hamletnatur stolz zu sein. Der Wiener Ästhetiker Robert Zimmermann schrieb 1861 in der „Wiener Zeitung“: „Hamlet muß ein Held sein, weil das deutsche Volk elner sein will, und daß es bei ihm immer beim Vorsatz bleibt, ist für dieses eben die beste Entschuldigung, stets das gleiche zu tun. Diese pathologische Auffassung hat den Charakter Hamlet, nicht das Stück, zum Liebling des deutschen Publikums gemacht. Der bequeme Quietismus, der am liebsten beschaulich die Hände in den Schoß legt, sieht sich in der Person des träumerischen Prinzen mit allen Reizen des Talentes, der Bildung und der feineren Sitte ausgestattet, ja sogar mit dem Glanze tragischer Verklärung umgeben“ (Robert Zimmermann, Studien und Kritiken zur Philosophie und Ästhetik II 77 f, Wien 1870). Man hört schon am Ton dieser Worte, daß es noch Männer gab, die über den wahren Veruf Deutschlands anders dachten, wie denn im selben Jahre auch Gottfried Keller warnte: „Nein, nicht zugeben, daß man Hamlet sei! Lieber das ganze Wunderwerk von Trauerspiel vergessen bis auf den Namen! Denn wenn eine Nation erst solch wehmützig zierliches Ding von Bezeichnung angenommen hat, so wird auch der einzelne seine Schwäche

damit beschönigen, sich einbilden, recht national zu sein, und die Kerze brennt an beiden Enden" (Meyer in der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte“, Neue Folge, XV 201). Und als dann die ersehnte deutsche Tat geschehen, als das Reich gegründet war, da erklärte 1890 der Rembrandt-Deutsche, Hamlet sei eine „edle, aber marklose Greisengestalt“, von der man sich nun „einem erneuerten, frischen, kindlichen Leben“ zuwenden müsse (Meyer 204). Seitdem glaubte man immer zuversichtlicher, man sei über Hamlet hinausgewachsen. War man in Don Quijote hineingewachsen?

Eine politische Deutung des Ritters von der Mancha ist nie eigentlich volkstümlich geworden¹. Sehr viele hielten seine Geschichte bloß für eine köstliche Gelegenheit zum Lachen. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts sah in dem berühmten Werke eine unübertreffliche Verspottung aller Schwärmererei und folglich eine Verherrlichung aller rationalistischen Nüchternheit. Berger hat das durch Belege aus der Literatur dieser Zeit des näheren erläutert. Je mehr man aber in die herrliche Dichtung eindrang, desto siegreicher mußte sich der allgemein menschliche Gehalt offenbaren, auf den zuerst wohl der Schweizer Bodmer hingewiesen hat, als er 1741 schrieb: „Don Quijote ist in einem vornehmen Stücke ein Narr, in einem andern ist er weise; und so sind alle Menschen. Keiner ist in allen Stücken und in allen Fällen weise. Die Einbildung und die Affekte bemächtigen sich des Verstands nur allzu leicht“ (Dorer 1). Wie der Bonner Geschichtsforscher Johann Wilhelm Voebell in seiner „Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode“ (II 130, Braunschweig 1858) feststellt, war auch Wieland seit 1749 mit der Auffassung vertraut, Don Quijote und Sancho Panza seien „die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, es mag Schwärmer oder Tölpel sein, wie es will.“ Ebenso sagt Friedrich Justin Bertuch, unter den deutschen Übersetzern der erste, der auf den spanischen Urtext zurückging, in der Einleitung zur Karlsruher Ausgabe von 1785 (S. X), Don Quijote sei „das Bild und der Spiegel des Schwärmers von jeder Art“.

Diese Anschauung gelangte im 19. Jahrhundert zu kaum noch bestrittener Herrschaft. Gleich 1804 äußerte sich der selbständig forschende

¹ Eine Sammlung von Äußerungen deutscher Gelehrter und Dichter über den „Don Quijote“ bietet Edmund Dorer, Cervantes und seine Werke nach deutschen Urteilen, Leipzig 1881. Weiteres findet sich in der Heidelberger Dissertation von Ewald W. Berger, Don Quixotte in Deutschland und sein Einfluß auf den deutschen Roman, Heidelberg 1908.

Kantianer Friedrich Bouterwek im dritten Bande seiner „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit“: „Es ist schon oft gesagt, wenngleich noch lange nicht genug erwogen und auch nicht immer bestimmt genug ausgedrückt worden, daß der edle Ritter von la Mancha der unsterbliche Repräsentant aller Phantasten ist, die, wie er, mit dem herrlichsten Enthusiasmus zu Narren werden, weil ihr sonst gesunder Verstand den Reizen der Selbsttäuschung nicht widerstehen kann, in der sie sich als erhabnere Wesen fühlen“ (Dorer 15). Freilich meinte der Spötter Heine, der in frühester Jugend unter den Bäumen des Düsseldorfer Hofgartens den überwältigenden Zauber des „Don Quijote“ an sich selber erfahren hatte, 1833 in der „Romantischen Schule“ und noch klarer einige Jahre später in der Einleitung zu einem deutschen „Don Quijote“ mit Bildern Johannots, Cervantes habe jede menschliche Begeisterung lächerlich gemacht. Aber wer auf diese Urteile Gewicht legen will, darf jedenfalls nicht übersehen, daß Heine hinzufügt: „... der reale Verstand mit allen seinen hergebrachten, gemeinnützigen Sprichwörtern muß dennoch auf seinem ruhigen Esel hinter der Begeisterung einhertrotzieren; trotz seiner besseren Einsicht muß er und sein Esel alles Ungemach teilen, das dem edlen Ritter so oft zustößt; ja, die ideale Begeisterung ist von so gewaltig hinreißender Art, daß der reale Verstand mitsamt seinen Eseln ihr immer unwillkürlich nachfolgen muß“ (Die romantische Schule, Buch II, Kap. II). Nicht anders urteilten, wie man bei Dorer sieht, Hegel und Schelling. „Begeisterung ist sein Name“, sang auch Friedrich von Sallet, und begeistert wiederholten ungezählte Leser den Segenswunsch, den dieser Dichter dem edlen Toren nachrief:

Reite, Ritter, trotz dem Schellen,
 Fort bis in den Tod vergebens!
 Droben leuchten andre Welten,
 Würdig deines Heldenstrebens!

Gewiß war die Narrheit Don Quijotes nicht zu übersehen, aber Cervantes stellt sie nach Tiecks Worten mit einer „Ironie“ dar, die „nicht Spott, Hohn, Verflage“ ist, sondern „der tiefste Ernst, der zugleich mit Scherz und wahrer Heiterkeit verbunden ist“. Don Quijote sei „ein edler, tiefsinniger Mensch“, er wolle das Höchste und setze sein Leben daran, und doch erscheine er gerade in diesem Edelmute unbeschreiblich komisch, weil er zu ganz verkehrten Mitteln greife. So bewahre die Ironie den Dichter „vor Einseitigkeiten und leerem Idealisieren“, und während sein Held uns durch Liebenswürdigkeit anziehe, müßten wir doch über ihn

lachen. (Dorer 39). Auch Schelling empfand diese Wirkung. „Der Roman des Cervantes“, schloß er, „ruht also auf einem sehr unvollkommenen, ja verirrten Helden, der aber zugleich so edler Natur ist und, so oft als der eine Punkt nicht berührt wird, so viel überlegenen Verstand zeigt, daß ihn keine Schmach, die ihm widerfährt, eigentlich herabwürdigt“ (ebd. 24). Bertuch erinnert in der schon erwähnten Ausgabe seiner Übersetzung (S. XI) an eine Stelle im „Deutschen Merkur“ (Teil III, S. 120), wo der „Don Quijote“ als ein so ernstes Buch bezeichnet werde, „daß ein Professor, der dazu angestellt würde, öffentliche Vorlesungen über den ‚Don Quijote‘ zu halten, der studierenden Jugend und dem gemeinen Wesen weit nützlicher sein würde als ein Professor des Aristotelischen Organs“.

Trotzdem ist Don Quijote nie in dem Maß eine deutsche Gestalt gewesen wie Hamlet, und gerade, seitdem wir Hamlet überwunden zu haben glaubten, ist uns Don Quijote allmählich fremder geworden als in den Zeiten, wo Deutschland wirklich Hamlet war. Das hat viele Gründe. Der Held eines oft aufgeführten Trauerspiels wird wohl in jedem Falle klarer vor der Volksseele stehen als der eines weitschichtigen, alten Romans. Dazu kommt, daß die Schöpfungen auch der anerkannt klassischen Dichtung dem deutschen Bewußtsein überhaupt nicht mehr so vertraut sind wie während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ferner hat unsere Tatkraft mehr vom ruhigen Fleiße des Bürgers als von der flammenden Begeisterung des Ritters, zumal eines Ritters wie Don Quijote. Und endlich war auf manchen Gebieten unsere Entwicklung nach 1870 jedem geistigen Aufschwung geradezu feindlich.

Wer aber etwa auf die sozialen und religiösen Kämpfe dieser Jahrzehnte zurückblickt, der kann nicht leugnen, daß große Stunden in Deutschland noch immer begeisterte Herzen gefunden haben. Da war Deutschland in der Tat, obschon es nicht daran dachte, der unverzagte Don Quijote, wie es einst der verzagte Hamlet gewesen war, bevor es sich als Hamlet erkannt hatte. Wie kaum ein anderes Volk tragen wir beides in unserem Wesen und in unserer Geschichte. Wir haben mit Hamlet gemurmelt, daß wir die aus den Fugen geralene Zeit einrenken sollten, wir sind aber auch mit Don Quijote zu Pferde gestiegen, um für das Recht zu streiten und zu sterben. Und auch jetzt, wo die Welt aus den Fugen ist wie selten zuvor, werden wir damit rechnen müssen, daß in uns zugleich ein Zweifler und ein Schwärmer, zugleich ein Denker und ein

Kämpfer steckt. Also muß das Denken Hamlets die Schwärmerei Don Quijotes unschädlich machen, und der Kämpfer Don Quijote muß den Zweifler Hamlet besiegen!

Denn den Denker Hamlet wollen wir nicht missen. Wir brauchen einen klaren Blick, der sich nicht durch das Gaukelspiel trügerischer Zukunftsträume beirren läßt, sondern kühl alles Neue prüft und allem bewährten Alten seine Geltung läßt. Dazu genügt nicht der kurzfristige, nur auf greifbare Vorteile bedachte Verstand eines Sancho Panza. Wenn wir den Bau unserer Zukunft nicht aus seinen höchsten Gesetzen heraus zu begreifen versuchen, laufen wir Gefahr, daß wir früher oder später alles, was wir gebaut haben, niederreißen müssen. Wir brauchen gewiß Männer, die fest auf dem Boden der Gegenwart stehen, aber zugleich muß das Auge dieser Männer in „jenes unentdeckte Land“ dringen, „von dessen Grenze kein Wandrer wiederkehrt“ (Hamlet III 1). Die Worte „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!“ (I 2) dürfen auch in Zukunft nicht aus einem Spott eine Lebensregel werden. Denn Erdenmacht und Erdenreichtum verwehen wie der Staub Alexanders, und in alle Erdenfreuden grinst der Schädel Yoricks (V 1).

Und wir brauchen ebenso jene edlen Männer der Tat, die mit Don Quijote Wohlleben und Ruhe gern den andern lassen und für sich selber „Mühe, Unrast und Kampf“ erwählen (Teil I, Kap. 13). Wir brauchen Männer, die, besiegt, verhöhnt, gemartert, dennoch nicht klagen, sondern mit ihren Qualen immer wieder zu Pferde steigen und sprechen: „Wir vom strengen Orden des Rittertums müssen das alles tragen. In den Sattel, Freund, und führe mich, ich folge dir“ (Teil I, Kap. 18). Es mag wohl geschehen, daß mehr als einen dieser Edeln eine Herde von grunzenden Schweinen niedertrampelt, ohne daß er sich wehren kann; dann denkt er still: „Diese Schmach ist die Strafe für meine Sünden“ (Teil II, Kap. 68). Und gerade dann wird ihm alle Weisheit und alle Stärke. O ihr neunmal Weisen dieser Erde, „wenn ein Mann, der so denkt und handelt und spricht, ein Narr genannt zu werden verdient, dann mögen Eure Hoheiten es sagen“ (Teil II, Kap. 32).

So gehören die drei zusammen: Hamlet, Don Quijote, Deutschland. Seit mehr als hundert Jahren hat unser Volk den Schöpfern der beiden Gestalten bewundernd gedankt. Denn wessen Ohr durch ihre gelegentlichen Verbheiten nicht verletzt, wessen Sinne durch ihre manchmal bedauerlichen Freiheiten nicht verwirrt wurden, der fand bei ihnen alle Tiefen und Höhen

des Lebens erhellt. Wir wissen nicht, ob jemals ein Dichter eine Gestalt vor unsere Seele zaubern wird, in der Hamlet und Don Quijote vereint wären. Das aber wissen wir, daß vor unseren Blicken ein strahlendes Deutschland der Zukunft schwebt, und daß dem deutschen Geiste Vereinigung von Gegensätzen innerster Drang und geschichtlich beglaubigte Sendung ist. Wie das deutsche Land mitten zwischen dem grauen Schloß am Sunde und den einsamen, quendelbustenden Fluren der Mancha liegt, so soll der deutsche Geist zwischen Hamlet und Don Quijote vor die gewaltigen Aufgaben treten, die seiner warten: als Denker und Kämpfer zugleich, nicht mit dem Bangen des Zweifels, sondern mit den Schauern der Ehrfurcht, nicht mit phantastischer Überhebung, sondern mit dem treuen Willen, alle Kräfte zu regen, alles zu dulden und zu opfern, um das Gute in der Welt zum Siege zu führen.

Jacob Overmans S. J.